

Fremdheit überwinden – Brücken bauen - Fremdseinserfahrungen in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels

von Enis Gülegen,
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte Hessen (agah) -
Landesausländerbeirat

Rede anlässlich des Jubiläums „ 25 Jahre Migrationsbeauftragte in der hessischen Polizei“
am 1. November 2018 in Wiesbaden

Sehr geehrte Frau Präsidentin,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Jubilare,

Ich bedanke mich ganz herzlich für die große Ehre, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Gerne würde ich in meinem heutigen Vortrag versuchen den Aspekt von Fremdseinserfahrungen aus zwei verschiedenen Perspektiven zu erhellen. Betitelt habe ich den Vortrag mit „Fremdheit überwinden – Brücken bauen - „Fremdseinserfahrungen in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels“. Fremd zu sein, sich fremd zu fühlen, oder gar sich zum Fremden gemacht zu fühlen, all das viel mehr hat mit den rasanten Veränderungsprozessen in unserer Gesellschaft zu tun als mit der vermeintlichen Fremdheit.

Offene, moderne Gesellschaften erfahren stetig Veränderungsprozesse. Unsere Gesellschaft ist ein Paradebeispiel dafür. Ich persönlich lebe alles in allem seit über 40 Jahren in Frankfurt. Fast Dreiviertel meines Lebens. Wenn ich mich heute frage, welche Veränderung ich als tiefergehender empfunden habe, ob damals meinen Umzug von Ankara nach Frankfurt, oder wie Frankfurt sich in den letzten 40 Jahren gewandelt hat, so finde ich, ist es wohl das letztere. Natürlich waren meine ersten Eindrücke damals in Frankfurt teilweise überwältigend. Wenn jemand aber, wie ich, in Istanbul und Ankara aufgewachsen ist und nach Frankfurt kommt, erlebt er keinen großen Kulturschock. Außer vielleicht, dass Fahrpläne für Busse und U-Bahnen existieren... Und dann auch noch tatsächlich eingehalten werden... Dass etwa ein Bus für 13:37 Uhr angekündigt wird und dann auch tatsächlich um 13:37 Uhr ankommt... Das war's dann auch schon mit dem Kulturschock! Sonst war das Leben in Istanbul bei weitem kosmopolitischer als in Frankfurt, als ich nach Deutschland kam.

Worauf ich eigentlich hinaus will, das ist der Wandel, sind die großen Veränderungen, die ich in diesen fast vier Jahrzehnten in unserem Land, genauer in Frankfurt erlebt habe, die viel tiefgreifender sind. Unglaublich, wie stark sich alles verändert und gewandelt hat.

So ein tiefgreifender Wandel vollzieht sich aber nicht konfliktfrei und ist auch nicht frei von Spannungen, hinterlässt Spuren, positive wie negative. Sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite. Ein so tiefgreifender Wandel zieht einem manchmal auch den

Boden unter den Füßen weg. Man empfindet sich fremd an einem Ort, an dem man sich vorher heimisch wähnte. Man macht die Erfahrung des Fremdseins, des Fremdwerdens, oder was einen elementarer trifft, man fühlt sich zum Fremden gemacht.

Diese Erfahrungen machen interessanterweise nicht nur die Migranten, manchmal auch autochthon Deutsche. Ich gebe Ihnen zu beiden Fällen jeweils ein Beispiel:

Zuerst ein eher ungewöhnliches Beispiel, nämlich: Wie wird man als eine alte deutsche Dame zur Fremden im eigenen Land?

Ich war vor zwei Jahren auf einer Diskussionsveranstaltung in Sossenheim, einem Stadtteil in Frankfurt. Fast 50 Leute waren da, größtenteils autochthone Deutsche, die seit Jahrzehnten dort wohnen. Der Stadtteil liegt am Rande von Frankfurt, mit einigermaßen bezahlbarem Wohnraum und somit einem sehr hohen Migrantenanteil, allein 30% ohne deutschen Pass, d.h. der Migrantenanteil wird insgesamt sicherlich über 50-60 % liegen. Eine ältere Dame, der man ansah, dass sie den Krieg als junges Mädchen oder als junge Frau erlebt hatte, beklagte, dass sie seit über 50 Jahren in Sossenheim wohne und sich jetzt in ihrem eigenen Stadtteil fremd vorkomme. Wenn sie aus dem Haus gehe, höre sie kaum mehr Deutsch. Nur noch Sprachen um sie herum, die sie nicht einmal unterscheiden könne, geschweige denn eine von ihnen verstehe. Sie sähe nur noch Fremde um sich herum. Sie sei zur Fremden geworden in ihrem eigenen Zuhause.

Ich habe im Nachhinein lange über diese alte Dame nachgedacht. Diese Mär von der Überfremdung, oder von der Islamisierung des Abendlandes höre ich schon seit 40 Jahren, die oft mit einem rassistischen Unterton daherkommt. Oft ist es eine vorsätzlich verbreitete Hetze von Rechtspopulisten gegenüber Migranten. Diese Dame aber meinte es nicht in diesem Sinne. Sie meinte es aufrichtig und ehrlich. Sie erlebt einen Wandel, der sie abgehängt hat. Sie macht tatsächlich die Erfahrung der Entfremdung in ihrem eigenen Zuhause. Ihre vertraute Umwelt ist ihr fremd geworden. Sie geht auf die Straße und hört eine Vielzahl von Sprachen, sieht eine Vielfalt von Menschen, die ihr fremd sind. Sie erlebt, dass das, was für sie das Fremde ist, jetzt die Mehrheit bildet. Sie kommt damit nicht zurecht. Sie kann es auch nicht. Ihr fehlen zu viele Informationen, zu viele Erfahrungen. Sie glaubt, dass die Menschen um sie herum Fremde sind, dass die nicht einmal die deutsche Sprache beherrschen. Es wird in ihrem Bekanntenkreis womöglich auch genau in der Weise kommuniziert, dass diese Ausländer kein Deutsch können, hier sind, um sich von unserem Sozialstaat ein schönes Leben finanzieren zu lassen und alles nachgeschmissen kriegen. Sie kennen ja diese Litanei, ich brauche das nicht weiter auszuführen. Die alte Dame erkennt nicht, dass die Alltagsrealität um sie herum nunmehr vielfältig, und somit auch mehrsprachig geworden ist. Studien belegen, dass Migranten insbesondere der 3. und der 4. Generation ihre Sprachkenntnisse sehr gezielt und bewusst einsetzen. Der Irrglaube, sie würden daheim z. B. nur Türkisch reden, weshalb sie ja kein Deutsch lernten, ist absoluter Nonsense. Diese Generation ist mehrsprachig. Kinder reden in Migrantenfamilien untereinander Deutsch. Wenn die Oma sie anspricht, drehen sie sich im selben Moment um und sprechen Türkisch mit ihr. Sie switchen zwischen ihren Sprachen mit einer Selbstverständlichkeit und in einer Schnelligkeit hin und her, so als würden sie einen Schalter umlegen. Mit der Mutter wird übrigens viel häufiger Deutsch

gesprachen als mit dem Vater. Sie setzen ihre Sprachen also sehr gezielt ein. Bei mir in der Schule reden die Schülerinnen und Schüler auf dem Schulhof eigentlich nur Deutsch. Sie wechseln immer dann ins Türkische, wenn sie sich verabreden wollen, die letzten zwei Stunden abzuhängen. Da haben Sie nur manchmal das Pech, dass die Pausenaufsicht, die hinter ihnen steht, auch Türkisch kann. Dann nämlich sitzen sie nach der letzten Stunde noch zwei weitere Stunden nach und machen ihre Hausaufgaben unter Aufsicht. Sie machen die Erfahrung, Mehrsprachigkeit ist nicht immer von Vorteil, zumindest dann nicht, wenn auch die Aufsichtsperson mehrsprachig ist.

Unsere Lebenswirklichkeit ist eine andere geworden. Der Wandel verlangt einem hier und da schon Einiges ab. So manches Mal ist er auch schmerzhaft.

In solchen Fällen brauchen wir Vermittler, meine Damen und Herren. Wir brauchen Menschen, die an den Schnittstellen agieren. Zu der einen Seite genauso vermitteln wie auch zu der anderen Seite.

Viele zivilgesellschaftliche Organisation erfüllen diese Aufgabe seit Jahrzehnten, Ausländerbeiräte, Vereine u.v.a.m. Ich subsumiere auch die Polizei als Institution darunter, die zwar eine staatliche Hoheitsaufgabe erfüllt, dabei aber ebenfalls im gesellschaftlichen Sinn vermittelt. Dazu komme ich später.

Um jetzt noch einmal auf die alte Dame aus Sossenheim zurückzukommen. Ich kann es mir nicht erklären, warum es bei ihr nicht positiv verlaufen ist. Mir wurde einmal von einem Wohnhaus in einem anderen Stadtteil berichtet, in dem überwiegend Migrantenfamilien wohnen und, dass die alleinstehende deutsche Oma im Erdgeschoss mit einer großen Selbstverständlichkeit von allen Nachbarn umsorgt wird. Man klingelt mindestens zwei Mal am Tag bei ihr, um nachzufragen, ob es ihr gut geht, ob sie etwas braucht. Niemand aus dem Haus geht einkaufen, ohne sie zu fragen, ob auch für sie etwas zu besorgen ist. Zu den Feiern und Festen ist sie natürlich auch immer eingeladen. Nachbarschaft eben! So wie urbane Menschen sie praktizieren. Unverständlich daher, warum es bei der Dame aus Sossenheim nicht funktioniert hat. Vielleicht ist die Anonymität der Wohnblöcke ein Grund dafür. Für Begegnungen braucht man Strukturen, Rahmen und Räume...

Das zweite Beispiel zum Fremdwerden im eigenen Land kommt aus meiner eigenen Familie: Mein jetzt mittlerweile 21-jähriger Sohn wurde vor rund 15 Jahren eingeschult. Dem gingen die Überprüfung der Schuleignung und die Anmeldung voraus. Also der obligatorische Sprachtest und das Aufnahmeverfahren.

Wir, Mutter, Sohn und Vater sind gemeinsam in der Einzugsgrundschule erschienen. Alle drei freudig aufgeregt. Erstes Kind, erstes Mal... Der Sprachtest war ein Kinderspiel für den Jungen. Er ist zweisprachig aufgewachsen, sprach jedoch besser Deutsch als Türkisch, denn Deutsch ist natürlich die dominantere von seinen beiden Sprachen. Also wurde er in die erste Klasse eingestuft. Anschließend ging's ins Sekretariat, um die Aufnahmeformalitäten zu erledigen. Name, Vorname, Geburtsdatum, Anschrift lagen der

Schule bereits vor, alles wurde nochmals überprüft... Dann kam die Frage nach der Nationalität des Kindes.

„Deutsch“ beantwortete ich wahrheitsgemäß. Eine kurze Stille, die Sekretärin stockte kurz. „Nein, nein!“, sagte sie nach einer Weile, „*ich meine seine eigentliche Nationalität!*“ Es war klar, was sie hören wollte. Wenn man mir aber eine solche Steilvorlage gibt, neige ich heute noch dazu, eine Weile genüsslich mit dem Ball zu spielen. Also blieb ich hart und sagte: „*Auch die eigentliche Nationalität ist deutsch! Dieses Kind hat eine einzige Staatsangehörigkeit, und das ist die deutsche!*“ Die Sekretärin versuchte noch einige Male mir die Antwort in erwünschter Kategorie zu entlocken. Ihre Fragen wurden dabei immer diffuser. Unter anderem fragte sie, woher das Kind kommt, obwohl sie ja den Geburtsort kannte. Es war ein Genuss ihr antworten zu können, „*Er kommt aus Preungesheim aber geboren wurde er im Nordend!*“. Es wurde ihr langsam zu viel und sie allmählich immer ungehaltener. „*Dieses Kind ist doch nicht deutsch!*“, sagte sie mit empörter Stimme. „*Wollen sie hören, dass er Türke ist?!*“ fragte ich zurück. „*Jaaaa!*“ rief sie begeistert, „*Neeein!*“ rief ich empört zurück. Wie auch immer, zwischenzeitlich hatte sie bereits das Kreuz in das entsprechende Kästchen eingetragen und wir konnten das Zimmer verlassen.

Meine Damen und Herren,

es ist übrigens ein Befund aus vielen autobiographischen Studien: Die Schule ist der Ort, wo man zum ersten Mal zum Fremden gemacht wird. Tatsächlich kam mein Sohn dann Ende der ersten Klasse eines Tages nach Hause und fragte, ob wir Türken sind. Und warum wir Türken sind. Und wer bitte die Türken sind. (Übrigens, diese letzte Frage kann ich mir nicht einmal selbst beantworten.) Bis dahin hatte er das nie zu Hause zu hören bekommen. Das war und ist keine Denkkategorie in unserer Familie. Türkisch sein spielt keine Rolle in unserem Leben. Es ist kein prägendes Merkmal in unserem familiären Alltag. Dass er vermeintlich etwas Anderes ist, das wurde ihm zum ersten Mal in seinem Leben in der Schule suggeriert.

Anders zu sein ist ja per se nichts Negatives. Wir alle sind in gewisser Weise anders. Was hier jedoch suggeriert wird, ist nicht, dass wir zwar alle anders sind, aber trotzdem ein „wir“ bilden. Es wird hier vielmehr eine Grenze gezogen. Es wird suggeriert, wir sind wir, und du bist der Andere. Du gehörst nicht zu uns. Du bist der Fremde.

Jetzt noch einmal zu meinem Sohn zurück: Er machte in der 10. Klasse ein Auslandsjahr, war ein Jahr lang in Amerika bei einer Gastfamilie, besuchte dort die Highschool. Er kam zurück und „Baba“, sagte er, „*ich musste 4500 km weit wegfliegen, um zum ersten Mal in meinem Leben als Deutscher behandelt zu werden.*“ Denn für die Amerikaner war es sehr einfach: Sie haben ihn gefragt, woher er kommt und wo er geboren ist. „Deutschland und Frankfurt“, also war er der Deutsche in der Schule. Dieses Gefühl hat ihm unsere Gesellschaft bis heute nicht vermitteln können. Er studiert zurzeit und will auswandern, wenn er fertig ist. Schade eigentlich! Denn wenn er tatsächlich auswandert, verlieren wir mit ihm einen guten Staatsbürger, der unserer Gesellschaft fehlen wird.

„*Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.*“ Karl Valentin würde es heute sicher anders formulieren. Denn die schlimmste Erfahrung des Fremdseins macht man heutzutage im

eigenen Lande. Es ist ein Prozess, wie man zum Fremden wird. Man wird nicht fremd geboren, man wird zum Fremden gemacht in unserer Gesellschaft.

In diesem Spannungsfeld stehen wir jetzt auch noch vor der Aufgabe, 80.000 Menschen, die in den letzten Jahren bei uns in Hessen Zuflucht gefunden haben, in unsere Gesellschaft zu integrieren. Machen wir uns nichts vor. Diese Menschen sind die künftigen Migranten. Alle Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zeigen, dass diese Menschen über 80% auf Dauer bei uns bleiben werden. Sie waren weder der Anfang noch das Ende der Einwanderung in unser Land. Wir sind ein Einwanderungsland und werden es weiterhin bleiben.

„Wir müssen diese Menschen in unsere Gesellschaft integrieren“ bedeutet auch, dass wir uns darüber klar werden, was wir darunter verstehen. Hier eine Integrationsdebatte zu führen würde den Rahmen sprengen. Ich denke aber, dass wir über folgendes einen Konsens haben:

Integration ist Teilhabe. Das setzt voraus das friedliche Zusammenleben von allen Menschen in einer Gesellschaft unter Einhaltung von Grundsätzen, die für alle allgemeingültig sind. Diese Grundpfeiler unserer Gesellschaft ist das Grundgesetz und die von ihm entworfene freiheitlich-demokratische Grundordnung, für deren Einhaltung übrigens Sie der Garant sind, meine Damen und Herren Polizeibeamtinnen und -beamten. Ob die Menschen neu zu uns kommen und oder bereits hier leben, ob sie Migranten sind oder Autochthone, allen Menschen muss unmissverständlich vermittelt werden, dass an den Grundsätzen des Grundgesetzes und der freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung nicht zu rütteln ist. Nicht für eine Ethnie und auch nicht für eine Religionsgruppe.

Integration ist Teilhabe und bedeutet somit auch, dass alle Menschen, die hier leben und arbeiten, am Gesellschaftsgeschehen gleichberechtigt teilhaben dürfen. Niemand darf ausgeschlossen, benachteiligt, zurückgesetzt, und zum Fremden gemacht werden, weil er einer anderen Ethnie oder einer anderen Religion angehört, eine andere Hautfarbe oder einen vermeintlich fremd klingenden Namen hat. Die Öffnung der Gesellschaft und ihrer Institutionen für alle ist eine Grundvoraussetzung dafür.

Für diese Aufgaben brauchen wir aber auch Menschen, die vermitteln. Auf beiden Seiten.

Die Migrantenselbstorganisationen, darunter auch die Mitglieder der Ausländerbeiräte übernehmen diese Aufgaben seit Jahrzehnten. Sie initiieren und gestalten Integrationskonzepte, sie engagieren sich in Präventionsräten und unterstützen die kommunale Präventionsarbeit, sie sind Kultur- und Konfliktvermittler, sie sind verlässliche Partner für die innere Sicherheit, kurzum, sie fördern das friedliche Zusammenleben in unserer Gesellschaft im Sinne der Integration als gleichberechtigte Teilhabe.

Auf der gegenüberliegenden Seite gibt es Ihre Behörde, Frau Präsidentin, die wir Ausländerbeiräte als musterhaft für die interkulturelle Öffnung von Institutionen zitieren. Immer wenn in einem Bereich beklagt wird, dass dort Migranten nicht präsent seien,

sagen wir, „Machen Sie es doch genauso wie die Polizei! Öffnen Sie sich gezielt für Migranten! Sprechen Sie sie dafür direkt an! Werben Sie doch um sie.“ Wir führen Ihre Kampagne sehr gerne als beispielhaft an, um Migranten für den Polizeidienst zu gewinnen. Das ist übrigens nicht nur eine gelungene interkulturelle Personalpolitik. Es ist auch integrationspolitisch ein wichtiges Signal. Denn es baut Brücken, schafft Vertrauen und baut Vorurteile ab. Wir sind sehr glücklich, dass so eine wichtige Institution wie die Polizei diesen Weg geht Frau Präsidentin.

Und das weitere Standbein der Integrationspolitik Ihrer Behörde sind die Migrationsbeauftragten, die eine unersetzbare Aufgabe übernehmen, die sie auch vorzüglich erfüllen. Sie sind als Brückenbauer, die Menschen zusammenbringen, die das Netzwerk unter den Akteuren der Integrations- und Präventionsarbeit aufbauen, von der gesellschaftlichen Integrationspolitik nicht mehr wegzudenken. Das Signal, das von diesem festen, strukturellen Bestandteil Ihrer Behörde ausgeht meine Damen und Herren, kann man nicht genug wertschätzen. Die Migrationsbeauftragten sind das offene Bekenntnis Ihrer Behörde zu der Vielfalt in unserer Gesellschaft.

Und auch heute erleben wir einen weiteren Höhepunkt der integrativen Polizeiarbeit. Nicht nur, weil die Ehrung von Migrationsbeauftragten zu ihrem 25jährigen Bestehen insbesondere mit Ihrer Anwesenheit Frau Präsidentin die Wertschätzung Ihrer Behörde gegenüber diesen Mitarbeiterinnen Mitarbeitern unmissverständlich zum Ausdruck bringt, sondern weil sie auch den Raum für Begegnungen zwischen Ihrer Behörde und den Migranten, bzw. Ihren Vertretern schafft. Fremdheit kann man nur überwinden, wenn man sich begegnet.

Deshalb ist es jetzt die höchste Zeit, dass ich endlich aufhöre zu reden und den Weg für den gemütlichen Teil Ihres Jubiläums und für Begegnungen freimache. Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich die herzlichen Glückwünsche des Landesausländerbeirats, der agah zu Ihrem 25jährigen Bestehen übermitteln, liebe Migrationsbeauftragte. Als ein Einwanderungsland werden wir Ihre Dienste auch die nächsten 25 Jahre brauchen. Danke, dass Sie diese Arbeit mit so viel Herzblut übernehmen. Auf die nächsten 25!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.